

**Zeitschrift:** Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militär-sanitätsvereins und des Samariterbundes

**Band:** 21 (1913)

**Heft:** 19

**Artikel:** Bericht des schweizerischen Roten Kreuzes über seine Hilfsaktion im Balkankrieg 1912-13 [Fortsetzung]

**Autor:** [s.n.]

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-547342>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 13.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Das Rote Kreuz

Schweizerische Halbmonatsschrift

für

Samariterwesen, Krankenpflege und Volksgesundheitspflege.

## Inhaltsverzeichnis.

	Seite		Seite
Bericht des Schweiz. Roten Kreuzes über seine Hilfsaktion im Balkankrieg 1912-13 (Fortf.)	293	versammlung des basellandschaftlichen Samariter-Verbandes in Aesch . . . . .	301
Einige Ratschläge . . . . .	298	Der Fußschweiß . . . . .	304
Sprüchlein vom bernischen Hilfslehrtag in Solothurn, 1. Juni 1913 . . . . .	300	Ueber die sanitarischen Verhältnisse im Balkankrieg . . . . .	305
Aus dem Vereinsleben: Sektion Lichtensteig und Umgebung; Neßlau; Samaritervereine Untersträß und Fluntern-Hottingen; Samariterverein Teufen; Muolen; Vierte General-		Der krankhafte Stehltrieb . . . . .	307
		Wie die Chinesen Seuchen bekämpfen . . . . .	308
		Humoristisches . . . . .	308
		Einbanddecken . . . . .	308

## Bericht des Schweizerischen Roten Kreuzes über seine Hilfsaktion im Balkankrieg 1912-13.

(Fortsetzung.)

### In Serbien

hatte das Rote Kreuz vor wenig Jahren mit Unterstützung der Regierung eine Prämienanleihe emittiert, die ihm mehrere Millionen einbrachte. Es war dadurch in stand gesetzt, sich in weitgehendem Maße für die Bedürfnisse eines Krieges vorzubereiten und hat das auch getan. Es stand zudem mit dem Chef des Militär-sanitätswesens, der dem Zentralkomitee angehört, in engen Beziehungen und war deshalb über die Bedürfnisse wohl orientiert. Trotzdem machten sich Mängel sehr bald fühlbar.

Auch die tüchtigen Vorbereitungen konnten für den nach den ersten Schlachten sich geltend machenden Ansturm nicht genügen und das erste, das zutage trat, war ein empfindlicher Mangel an Ärzten. Serbien hat eine Einwohnerzahl von 2,9 Millionen; bei Ausbruch des Krieges besaß es 310 Ärzte, davon waren 250 der Armee zugeteilt. Es

blieben somit für ganz Serbien nur 60 Ärzte übrig, wovon 20 weibliche. Vergleichen wir einmal diese Zahlen mit denjenigen in unserm Vaterlande:

Die Schweiz hat laut letzter Volkszählung 3,75 Millionen Einwohner, auf dieselben kommen 2470 Ärzte, von denen 946 der Armee zugeteilt sind. Es würden also im Kriegsfall für die Zivilbevölkerung und für die nach rückwärts geschafften Verwundeten und Kranken noch ca. 1500 Ärzte zurückbleiben.

Dieser Ärztemangel in Serbien veranlaßte drei Ärzte aus Basel, Dr. Stierlin, Dr. Wischer und Dr. Socin, die von der dortigen chirurgischen Klinik in ihrem Vorhaben unterstützt wurden, nach dem Kriegsschauplatz abzugehen. Mit Empfehlungen des Schweizerischen Roten Kreuzes versehen, reisten sie nach Belgrad, wo sie am 25. Oktober 1912 die Leitung eines in der Militäraka-

demie eingerichteten Spitals übernahmen. Nach kurzer Zeit siedelten sie nach dem eben eroberten Uesküb über, besorgten dort das Spital, das vom Roten Halbmond bisher betrieben worden war und begaben sich bald nach der Front vor Monastir, wo ihre Hülfe nötig geworden war. Am 23. Dezember kehrten sie in die Schweiz zurück. Diese aus privater Initiative hervorgegangene Expedition wurde aus dem Sammelbetrag nur insofern unterstützt, als den Mitgliedern derselben gewisse Auslagen ersetzt wurden. Fast zu gleicher Zeit reiste auch Herr Dr. Rusca von Bern mit Empfehlungen des schweizerischen Roten Kreuzes nach dem Kriegsschauplatz und arbeitete zwei Monate als Chirurg an einem Spital in Saitšhar. Allein den Serben fehlte es nicht nur an ärztlicher Hülfe, sondern es machte sich gar bald für die Masse rückbeförderter Verwundeter und Kranker der Mangel an rationeller Krankenpflege und warmer Bekleidung geltend. Das schweizerische Rote Kreuz ließ deshalb schon vor Neujahr 165 Kisten kondensierte Milch, 14 Kisten mit Konserven und 21 große Kisten mit Kleidungsstücken und der notwendigsten Bettwäsche, ferner 500 Wolldecken und Leintücher nach Belgrad abgehen. Mit welcher Wonne namentlich die warmen Kleider und Decken aufgenommen wurden, kann man sich denken, wenn man weiß, daß diese unglücklichen Soldaten wochenlang in bitterer Kälte bivakieren mußten, ohne je ihre schmutzige und von Ungeziefer aller Art wimmelnde Wäsche wechseln zu können.

Schon vor dem Waffenstillstande im Dezember, besonders aber nach Wiederaufnahme der Kriegsoperationen, meldeten sich in dem schwer heimgesuchten Land neue Feinde von ganz besonders schlimmer Art. Es waren dies die Seuchen, die steten Begleiter der Heerzüge. Abgesehen von der Cholera, die sich besonders in der vordersten Linie geltend machte, waren es besonders Typhus, Flecktyphus, Lungenkrankheiten und schwere

Rheumatismen, die energischer und beschleunigter Hülfe bedurften.

**Expedition nach Belgrad.** Bald nach Neujahr telegraphierte deshalb der Schweizer-Konsul in Belgrad, Herr Bögeli, im Namen des serbischen Oberfeldarztes um Entsendung von internen Ärzten und Pflegepersonal. Angesichts dieser dringenden Bitten entschloß sich das Rote Kreuz, eine eigentliche Expedition für Belgrad abzuschicken. Auf ergangene Ausschreibung hin meldeten sich verschiedene Ärzte und eine große Menge Pflegepersonal, von welcher letzterem allerdings nur ein kleiner Teil sich über unzweifelhafte Eignung ausweisen konnte. Als Mitglieder dieser Expedition wurden bestimmt die Herren Dr. Niehans als Leiter, Dr. Odermatt, Dr. Ludwig, Dr. Bayard, Dr. Hertenstein, Dr. Häberli und die Schwestern Elisabeth Keller als Oberschwester, Emma Schittli, Lina Koch, Marie Baumann vom Berner Roten Kreuz, Nadia Jaccard, Ida Huth, Alice Wirz vom genferischen Roten Kreuz und Luise Probst vom Krankenpflegeverband Basel, im ganzen 16 Mitglieder.

Am 8. Februar reiste die mit großer Sorgfalt vorbereitete Expedition, deren Mitglieder wir im Bilde vorführen (siehe „Das Rote Kreuz“, 1913, Seite 51), über Buchs-Wien-Budapest nach Belgrad. Sowohl das schweizerische politische Departement als auch die schweizerische Gesandtschaft in Wien haben ihr möglichstes getan, um der Expedition alle möglichen Erleichterungen zu verschaffen. Am 10. Februar abends langte sie in Belgrad an und wurde von der Militärbehörde, vom serbischen Roten Kreuz und Hrn. Konsul Bögeli aufs freundlichste empfangen. Die Verhältnisse bewogen den serbischen Oberfeldarzt, die Expedition zu teilen. So wurde Herr Dr. Ludwig mit den beiden Wärtern Scheidegger und Bögeli nach Krusevaz gesandt, während die Herren Dr. Häberli und Dr. Bayard dem Reservespital Nr. 15 in

Belgrad zugeteilt wurden. Die Herren Dr. Niehans, Dr. Odermatt und Dr. Hertenstein übernahmen mit allen Schwestern das Reservespital Nr. 7, ebenfalls in Belgrad.

Für die Verpflegung der Expeditionsmitglieder sorgten in ausgiebiger Weise die Behörden der Stadt, von wohlthätigen Damen reichlich unterstützt. Und nun begann die Arbeit, über deren Art einige Bruchstücke aus Briefen wohl am anschaulichsten Auskunft geben.

Aus dem Reservespital 7 in Belgrad erhielten wir folgende Schilderung:

Kaum war die Nacht hereingebrochen, kamen sie an, diese Unglücklichen. Ersparen Sie mir, das Elend zu beschreiben. Mit einem Schlage befanden wir uns mitten in der furchtbaren Realität des Krieges. Seit drei Monaten waren sie nicht mehr aus den Kleidern gekommen, voll von Ungeziefer. Die Hemden hingen ihnen fezenweise am Körper. Langsam bewegte sich der lange Zug dieser Opfer des Krieges zum Hauptportal herein, mühsam schleppten sie sich die paar Stufen hinauf und schon im ersten Gang legten sie sich erschöpft dicht gedrängt auf den Boden. Blasse, hagere, gebeugte Gestalten. Sammerbilder. Die einen unterstützten die andern, auch wenn sie selbst kaum gehen konnten. Andere wurden auf Gewehren und knorrigen Stöcken hereingetragen.

Von den Beamten wurden ihnen die Militärmäntel abgenommen und die Gewehre an Haufen gelegt, und bald glich unser Spital einer Waffenhalle. An Reinigung war vorerst nicht zu denken, die Leute schliefen stehend ein, andere lagen ohnmächtig am Boden, aber die ärztliche Untersuchung konnte nicht umgangen werden. 32 Typhusfranke wurden sofort abgefordert.

Inzwischen waren die Damen der Stadt mit heißem Tee gekommen und halfen tüchtig mit. Was die Leute vom Ungeziefer gelitten haben müssen, ist nicht zu sagen. Offiziere wie Mannschaft waren heimgesucht von dieser Plage und sie haben uns oft versichert, sie wollten den Feldzug mit allen seinen Strapazen gerne noch einmal durchmachen, wenn das Vaterland sie ruft, nur vor dieser nagenden Plage möchten sie für immer bewahrt bleiben.

Immer mehr Elend kam bei der Untersuchung zum Vorschein, Soldaten, die an Stelle der Füße nur eine schwarze, unförmliche, tote Masse hatten. Diese Helden, deren Namen die Geschichte nie verherrlichen wird, waren in der Schlacht bei Rumonovo drei Tage und zwei Nächte im kalten Wasser gestanden, vorwärts gegen die türkische Stellung „konnten“ sie nicht, zurück „wollten“ sie nicht. Am dritten Tag endlich hatten sie die Feuerüberlegenheit und nahmen die Stellung im Sturm. Sie haben ihre Tapferkeit schwer erkauf, wir haben ihnen die Füße amputieren müssen.

Vor einer Woche haben wir einen zweiten Krankentransport zugewiesen erhalten, vor ein paar Tagen einen dritten und nun bereiten wir uns auf den vierten vor. Dann wird unser Spital, das ich in Bern am besten mit der Kaserne vergleichen möchte, bis unters Dach besetzt sein.

Nie höre ich die Patienten jammern und klagen, die Leute sind ernst und wortkarg und dankbar für jede Hilfe.

Rührend sind die Szenen, die wir täglich während der Besuchszeit sehen, haben doch die Eltern ihre Söhne, die Väter ihre Kinder monatelang nicht mehr gesehen und nun kommen sie, ganze Familien, vom Großvater bis zum Enkel, auf Ochsenwagen verladen — denn die Pferde werden fast alle an der Front verwendet — dahergefahren, um das Wiedersehen zu feiern. Kaum können sie sich trennen, wenn die Glocke das Ende der Besuchszeit verkündet.

Ein anderer Arzt schreibt uns:

Das 15. Reservespital ist eine umgewandelte Schule mit großen, hellen Zimmern und breiten Korridoren. In hygienischer Beziehung lassen eigentlich nur die Aborte zu wünschen übrig. In jedem Gang ist ein Teil derselben durch eine Bretterwand unterschlagen und hier befindet sich die transportable Sitzgelegenheit. Die Zimmereinrichtungen sind primitiv, aber genügend; Bettwäsche und Leibwäsche sind reichlich und werden bei genügendem Nachdruck von ärztlicher Seite auch stets erneuert.

Badegelegenheit ist gegeben, indem in einem Hofgebäude ein Bannenbad mit Ofen eingerichtet ist.

Ein großer Raum ist als Ambulatorium und Verbandzimmer eingerichtet; chirurgische

Instrumente, Sterilijator und Verbandstoff sind vorhanden in genügender Menge. Die gebräuchlichsten Medikamente können rasch besorgt werden durch Rezeptur.

Als Wartepersonal funktioniert ein Verein von Belgrader Damen, der unter dem Titel «Société des Dames» in Friedenszeiten eine Arbeitsschule unterhält. Natürlich ist keine der Damen als Pflegerin tätig gewesen und es war der Mangel an geschultem Personal anfangs unsere größte Sorge. Wir bemühten uns sehr, wenigstens eine der Rot-Kreuz-Schwwestern zur Pflege unserer schwersten Fälle zu bekommen; es ließ sich aber einfach nicht durchführen. So sind wir jetzt auf die Damen und die freiwilligen Krankenschwwestern angewiesen. In Mediziniern fanden wir am Spital zwei holländische Ärzte tätig, neben zwei ältern Medizinstudenten. Direktor unseres Spitals ist Dr. Wassitsch, Officier de la légion d'honneur.

Wir verpflegen gegenwärtig ungefähr 150 Kranke, davon zirka 30 Verwundete und Operierte. Da unsere Patienten meist von Adrianopel zurückkommen, finden sich mehrere schwere Erfrierungen der Füße, bei welchen Amputationen nötig waren. (Nebenbei möchte ich bemerken, daß man die Kongelationen dort mit heißen Ziegelsteinen behandelt hat.) Von den Kranken leiden die meisten an Erkrankungen der Luftwege, an Rheumatismus; ferner haben wir nicht wenige Phtisik- und Typhusrekonvaleszenten zu pflegen.

Jeden Tag gibt es ferner mehrere poliklinische Kranke zu besorgen.

Unterkunft und Essen haben wir im Spital gefunden und wir können uns ganz befriedigt aussprechen darüber.

Ueber die Tätigkeit des Hrn. Dr. Ludwig und seiner beiden Wärter in Kruseva; gibt folgender Auszug aus einem Brief des Feldweibels Scheidegger ein lebhaftes Bild:

Unser Reservespital „Gymnasium“ lag etwas abseits auf einem etwas erhöhten Plateau bei der Kirche Lazar. Die ganze Einrichtung war von primitiver Einfachheit. Bei unserer Ankunft fanden wir nicht die Reinlichkeit, wie man sie in unsern Spitalern gewöhnt ist. Wir vergaßen auch ein wenig, daß es Kriegszeit war, und versprachen uns, daß das Spital in kurzer Zeit reinlicher sein müsse. Es wurde z. B. auf Treppen und

Gängen gespußt, ohne daß man hierin etwas Außergewöhnliches empfand. Bei unserer Ankunft waren drei Ärzte anwesend. Der Russe Ignatiew verließ das Spital und für ihn trat unser Chef, Dr. Ludwig, ein. Er erhielt zuerst fünf Zimmer mit zirka 70 Verwundeten zugewiesen. Bögeli wurde als Oberwärter für den untern Boden und ich für den ersten Stock bestimmt. Die Zeit war schön. Arbeit hatten wir zwar in Hülle; aber alles harmonierte so gut zusammen, daß alle Mängel und Unannehmlichkeiten dahinter verschwanden.

Am Karfreitag mußten sämtliche transportfähigen Spitalinsassen nach Valiawo evakuiert werden, weil ein neuer für uns bestimmter Transport von Adrianopel und Skutari zur Aufnahme angesagt ward. Dieser Evakuations-Bahzug war so stark besetzt, daß Leichtkranke noch auf den Einsteigertritten Platz nahmen. In der darauffolgenden Nacht kam ein Transport Verwundeter und Kranker an, insgesamt zirka 450—500. Eine Anzahl wurde in Risch ausgeladen. Zirka 100 erhielt unser Spital und die übrigen wurden nach Belgrad weitergeführt. Bei unsern Verwundeten und Kranken hatte es solche, die in der Schlacht Gehör und Sprache verloren hatten; andere hatten Schußwunden und Streifschüsse in die Extremitäten am Oberkörper und ins Gefäß.

Eine Zeitlang waren wir ganz deprimiert, weil es nicht möglich war, alle Verwundeten und Kranken aufzunehmen, die den Spital aufsuchten. Wir hatten täglich das gleiche betrübende Schauspiel: Am Vormittag erschienen oft 40—50 Patienten, etliche von der Bahn, andere aus den Kantonnementen. Die einen gingen, auf ihr Gewehr gestützt, und schleppten sich langsam und mühevoll bis zum Spital, andere wurden von weniger schwer kranken Kameraden getragen oder geführt; es kam vor, daß Patienten so befördert wurden, die 39—40 Grad Fieber anzeigten. Vor dem Spital lagen sie ab auf der Straße oder Wiese, oder legten sich in Gängen und Treppen des Spitals nieder, bis man eine Gelegenheit hatte, sie unterzubringen. Die Ärzte waren oft gezwungen, in den Gängen oder vor dem Spital die Schwerkranken herauszusuchen zur Aufnahme, währenddem man dann die übrigen zurückweisen mußte.

Das größte Hindernis für uns war die Unkenntnis in der Sprache. Der Dolmetsch, cand. med. Lazarewitsch, war zwar sehr zuvorkommend gegen uns; aber immer war er auch nicht da. Nun, dann suchte man sich auf alle Arten verständlich zu machen und das hatte zur Folge, daß wir uns in einiger Zeit das Nötigste der serbischen Sprache angeeignet hatten und auch bald ohne Dolmetsch unsere Aufgabe besorgen konnten.

Wo wir irgendeine Verbesserung veranlassen oder selber machen konnten, geschah es. Es war z. B. früher gar keine Badegelegenheit für die Patienten vorhanden; eine solche würde ja auch allerdings wenig genützt haben, da das Wasser in Tässern und mit Dschengespinn beim Stadtbrunnen abgeholt und deshalb sparsam damit umgegangen werden mußte; aber es gelang dann doch, für Notfälle irgendwo eine Sitzbadwanne aufzutreiben. Man kann sich denken, daß in diesen Verhältnissen die Kranken nicht sauber genug gehalten werden konnten; die Bettwäsche entbehrte der nötigen Sauberkeit und nicht selten kam es vor, daß neuangekommene Patienten in die alten Leintücher des Vorgängers haben hineinliegen müssen.

Im ganzen zusammengefaßt, hatten Kamerad Bögeli und ich täglich sich wiederholende Arbeit: Fiebermessen, Pulszählen, Wickel, Massieren, Verbände; überhaupt mußten wir besorgt sein, daß die ärztlichen Anordnungen prompt ausgeführt wurden. Dann hatten wir Handreichung zu leisten bei operativen Eingriffen. Wir kamen dadurch natürlich in beständige Fühlung mit den Patienten und wir waren recht gerne bereit, allen Wünschen nach bester Möglichkeit Rechnung zu tragen.

Eine Bitte, die täglich mehrere Male erneuert wurde, war die des Rauchens. Ein Taschentuch war nie bei einem Patienten zu finden, aber die Zigarette durfte nicht fehlen. Viele hatten die feste Ueberzeugung, daß nur das Rauchen zur Genesung beitragen könne. Im ganzen waren die Patienten sonst folgsam, was auf die militärische Disziplin zurückzuführen war. Die meisten sind sehr fromm. Selbst die Schwerkranken wollten beim Erscheinen des Popen jeweils aus ihrem Bette treten und das Gebet stehend mitsprechen. Und jeder hatte unter dem Kopfkissen eine Kerze bereit, um in schwerer Stunde sie anzünden zu können. Hatten wir

Todesfälle, dann stellten die nächsten Kameraden dem Entschlafenen eine brennende Kerze zwischen die Hände und es durfte weiter nichts gemacht oder gesprochen werden, bis die Kerze erloschen war. Im Krankensaal herrschte dann Totenstille.

Wie man aus diesen Berichten ersieht, war die Tätigkeit der Rot-Kreuz-Leute in den verschiedenen Spitälern eine ähnliche, sie brachte den Beteiligten ausnahmslos schwere, wenn auch ersprießliche Arbeit, die allerdings nicht ohne Gefahr war. Und dieser Gefahr sind auch nicht alle Mitglieder entronnen. Gegen Ende Februar erkrankten die beiden Schwestern Emma Schittli und Alice Wirz in Belgrad schwer. Bei der ersten handelte es sich um einen Typhus, bei der zweiten um den gefährlichen Flecktyphus. Beide hatten sich bei ihren Patienten angesteckt. Glücklicherweise nahm in beiden Fällen, unter der sorgfamen Pflege der Ärzte und Mitschwestern, die Krankheit einen günstigen Verlauf. Die Schwestern genasen und konnten in voller Rekonvaleszenz heimkehren. Sie sind heute vollkommen hergestellt und haben ihre Arbeit wieder aufgenommen.

Nach und nach nahm der Zudrang von Patienten in Belgrad ab und da der Fall von Adrianopel namentlich den vorderen Linien schwere Arbeit brachte, wurden die Herren Dr. Michans, Dr. Bayard, Dr. Odermatt und Dr. Hertenstein nach Mustapha Pascha abgeordnet, während Dr. Häberli mit den sechs zurückgebliebenen Schwestern das Spital Nr. 7 in Belgrad allein besorgte.

Vorübergehend kamen zwar die detaschierten Ärzte von der Front bald wieder nach Belgrad zurück, wurden aber von da nach kurzer Zeit nach dem Adriaahafen Durazzo gesandt, von wo sie per Schiff Truppentransporte über Griechenland nach Saloniki und von da über Mesküb nach Belgrad zu begleiten hatten. Die in der Hauptstadt gebliebenen Schwestern gaben ihr Reservehospital Nr. 7 mit samt den Patienten Mitte Mai ab. Die

Schwestern kehrten nach 3 monatlicher Kriegstätigkeit über Agram-Trieste-Venedig-Gotthard wieder in die Heimat und zur gewohnten Arbeit zurück, während ein Teil der Ärzte noch längere Zeit in Serbien blieb oder auf größeren Umwegen zurückkehrte.

Diese größte Expedition des schweizerischen Roten Kreuzes, die mit einem Kostenaufwand von zirka Fr. 20,000 verbunden war, hat drei volle Monate in Belgrad gearbeitet und dort treffliche Dienste geleistet.

(Fortsetzung folgt.)

## Einige Ratschläge.

Herausgegeben von der Schwedischen Vereinigung zur Krebsforschung.

### Was ist Krebs?

Der Krebs oder Karzinom ist eine Geschwulst, die für den Menschen lebensgefährlich ist. Er ist für den Organismus in mancherlei Hinsicht verderblich.

1. In einem von ihm befallenen Organ wächst er unaufhörlich fort und bringt dasselbe durch ausgedehnte Geschwürbildung zur totalen Zerstörung.

2. Kleine Bestandteile der Geschwulst lösen sich von der Hauptmasse los und geben dadurch, daß sie auf dem Blutwege an andere Orte hin verschleppt werden, zur Bildung neuer Krebsgeschwülste Veranlassung.

3. Die Krebsgeschwulst sondert ein Gift ab, durch welches der Mensch in langsames Siechtum verfällt.

Diese drei Eigenschaften, gleichmäßig fortschreitendes Wachstum, Verschleppung und Vergiftung unterscheiden den Krebs von andern gewöhnlich mit dem Beinwort „gutartig“ bezeichneten Geschwülsten. Sowohl die gutartigen wie die Krebsgeschwülste können in allen Organen des Körpers vorkommen. Während aber die erstern mehr die jugendlichen Individuen befallen, kommt der Krebs eher bei Leuten vor, die das 40. Altersjahr überschritten haben. Zwar ist diese Regel nicht ohne Ausnahme, sieht man doch, allerdings selten, junge Leute, sogar Kinder dem Krebs erliegen.

Ein weitverbreiteter Irrtum ist der, daß

man allgemein glaubt, der Krebs müsse von Schmerzen begleitet sein. Er ist jedoch nur im vorgeschrittenen Stadium schmerzhaft.

Ein mit einer Geschwulst behafteter Patient kann über die Art seines Leidens nicht selber urteilen. Will er sich klar darüber werden, ob seine Geschwulst krebsig ist oder nicht, wird er sich und zwar ohne Zeitverlust einer ärztlichen Untersuchung unterziehen müssen.

### Häufigkeit des Krebses.

Heutzutage weiß jeder, wie mörderisch die Tuberkulose ist, was man aber im allgemeinen nicht weiß, ist, daß nach ihr und der Lungenentzündung der Krebs am meisten Menschen dahinrafft. Freilich viele davon Betroffenen erreichten ein vorgerücktes Alter, bevor sie der Krankheit zum Opfer fallen, aber wie viele sind ihr in den schönsten Jahren erlegen!

### Welche Organe werden am häufigsten befallen?

Am häufigsten wird der Magen von Krebsgeschwulst betroffen. Leider wird bei der verstecktesten Lage des Organs die Geschwulst erst spät bemerkt, wenn sie schon in vorgerücktem Stadium ist. Die frühe Erkennung der Krankheit wird zudem noch dadurch erschwert, daß die Symptome des Magenkrebses (Kräfteverfall, Abmagerung, Appetitlosigkeit, Erbrechen, Diarrhöe, dumpfe Schmerzen in der